

Jeder Werksangehörige
erhält die Zeitung kostenlos

Die „Hütten-Zeitung“
erscheint jeden zweiten Freitag

Hütten-Zeitung

des

Schalker Vereins



Deutsche Eisenwerke Aktien-Gesellschaft



16. Jahrgang

Zuschriften sind unmittelbar an die Schrift-
leitung der „Hütten-Zeitung“, Hammer-
Straße 170 (Haupttor), Abt. Auslieferungs-
wesen, zu richten

23. Okt. 1936

Nachdruck nur unter Quellenangabe und
nach vorheriger Einholung der Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet

Nummer 22

Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Arbeitspädagogik im Einvernehmen mit der
Deutschen Arbeitsfront

HZ I

Enger zusammenrücken! Helft helfen!

Betrachtungen zum Winterhilfswerk 1936/37

Es ist eine merkwürdige Eigenschaft des Menschen, daß er zu schnell vergißt, was im Guten wie im Bösen einmal war. Wie rasch ist bei den meisten die Erinnerung an die Schrecken der Kriegsjahre verblaßt! Nach einer kurzen Scheinblüte kam die Wirtschaftskrise; Not und Verzweiflung schritten durch das deutsche Land, bis die nationalsozialistische Bewegung im letzten Augenblick das Schicksal wendete.

Länger als drei Jahre haben wir seitdem Sicherheit, Ruhe und Frieden gehabt und durften an dem Werk des deutschen Wiederaufbaus mithelfen. Aber um die Größe des Erreichten zu ermessen und in uns den Willen zu befestigen, nun erst recht alle Kraft daranzusetzen, um auch noch den Rest der verbliebenen Schwierigkeiten zu bewältigen, ist es nützlich, ab und zu auch einmal zurückzuschauen und sich klarzumachen, daß all das Errungene keineswegs selbstverständlich war. Die Jahre der deutschen Zerrissenheit, des Kampfes aller gegen alle, der Unterdrückung durch die Mächte von Versailles müssen als eine immerwährende Mahnung vor uns stehen; denn damals wurde der Opfergedanke durch den Nationalsozialismus geboren.

Der Führer hat das Opfer, das die Vorkämpfer eines neuen Deutschlands gebracht haben, in zu Herzen gehender Weise der Winterhilfsgabe gegenübergestellt. Wie klein muß diese erscheinen im Vergleich zur Hingabe von Gut und Leben in der Kampfzeit! Was will bei solcher Schau die Spende zum Eintopfsonntag, bei der Straßensammlung oder bei der Monatsplattette schon viel bedeuten? Freilich, einen um so größeren Teil des Gesamteinkommens sie darstellt, um so höher ist ihr ideeller Wert.

Die Beteiligung am Winterhilfswerk ist längst zum Volksgebot geworden. Die Volksmeinung betrachtet den, der die Einsatzbereitschaft beim Winterhilfswerk nicht aufzubringen vermag, mit Recht als Feind des Volkes. Man höre, was das Volk sagt, dann weiß man, daß bei ihm das

Winterhilfswerk gut aufgehoben ist. Jeder, der spendet, darf das beglückende Gefühl haben, daß er irgendeinem andern unbekannten Volks-

genossen geholfen hat. Er gibt unbekannt und bleibt unbekannt. Er kennt den Betreuten nicht und soll ihn auch nicht kennenlernen; denn er soll keinen Dank dafür verlangen, weil seine Gabe kein Almosen ist, sondern eine selbstverständliche volksgenössische Hilfe, die ihren Lohn nur im Wachsen und Weiterbestehen des Volkes findet. Mit welcher Freude kann der Volksgenosse davon Kenntnis nehmen, daß er durch seine Spende zum vorjährigen Winterhilfswerk mitgeholfen hat, das Einkommen der Betreuten um 15 Prozent zu erhöhen. Das muß für jeden ein Ansporn sein, die Leistungen zu verdoppeln.

„Dichter zusammenrücken“, rief der Führer am Büdberg. Dasselbe gilt für das Winterhilfswerk. Wir sind nicht gesegnet mit natürlichen Reichtümern, wir haben nur unser Volk. Und wenn die Decke zu kurz ist, die unser Volk bedecken soll, so müssen wir eben dichter zusammenrücken, damit die Decke paßt! Da kann und darf es keine Ausnahme geben. Und wer dem Volke hilft, der hilft zugleich sich selber.

Soll der Opfergedanke Wirklichkeit werden, dann muß es ein wirkliches, fühlbares Opfer für jeden sein. Deshalb muß die Gabe je nach dem Einkommen verschieden ausfallen. Der Groschen des „kleinen Mannes“ ist genau so wichtig wie die in die Tausende gehende Spende des Begüterten. Moralisch und auch in der wirtschaftlichen Gesamtwirkung! Darum, auf ans Werk!

Die Parole für das vierte Winterhilfswerk ist ausgegeben. Wieder hat sich der Führer an den Opfergeist der Nation gewandt, um ein Werk einzuleiten, das längst zu den in der Welt vielbewunderten und heimlich beneideten Einrichtungen des nationalsozialistischen Deutschlands gehört, und längst haben die Arbeitsschlachten und die umfassende soziale Tätigkeit der Partei die Not in einem Kampfe Brust an Brust



Aufn.: Borutta

Retenschmied beim Schweißen

niedergerungen, der Wohlstand und die Sicherheit sind in Deutschland gewachsen, aber unentbehrlich bleibt nach wie vor der Geist, der das Winterhilfswerk beseelt: der Geist des Opfers, der Geist der regen Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, der Sinn für die Lage der Allgemeinheit, welcher verlangt, daß wir nicht nur enger zusammenrücken, daß vielmehr jeder einzelne stets das Bewußtsein in sich trägt, es komme auf ihn besonders an, wenn das bewahrt werden soll, was uns alle in den Genuß des Friedens und des gesicherten Aufstiegs, in den Genuß einer nationalen Schutz- und Trüggemeinschaft setzt. Gewiß ist, wie Dr. Goebels in seinem Rechenschaftsbericht über das letzte Winterhilfswerk mitteilte, die Zahl der von diesem Werk betreuten Volksgenossen von 16 617 000 über 13 866 000 auf 12 909 000 heruntergedrückt worden. Das ist sicherlich viel, aber es ist nicht alles. Es geht darum, Millionen von Haushalten das Einkommen zu erhöhen, wie es durch die Leistungen des letzten Winterhilfswerks um fünfzehn bis zwanzig vom Hundert geschehen ist. Daß die Nation das begriffen hat, geht aus den Erhöhungen der Sammlungen im letzten Winter hervor. Die Reichsstraßensammlung hat gegenüber 1934/35 im letzten Winter ein Mehr von 9 37 831 Reichsmark erbracht. Das Ergebnis des Eintopfsamstags ist um 2 385 775 Reichsmark gesteigert worden. 25 000 Weihnachtsfeiern wurden von dem Winterhilfswerk veranstaltet und dabei 5 211 550 Kinder beschenkt. Das ziffernmäßige Gesamtergebnis der bisherigen drei Winterhilfswerke macht fast eine Milliarde und einhunderttausend Reichsmark aus.

„Es kommt nur darauf an, was ein Volk unter Not versteht und wie es seine Kräfte mobilisiert, um der Not entgegenzutreten.“ So

Politischer Rundfunk

Es ist nun schon das zweitemal, seitdem die Franzosen die Bolschewiken in den engeren Rat der europäischen Staaten gebracht haben, daß Moskau eine schwierige Lage in der westeuropäischen Politik benutzt, um, leicht durchschaubar für jedermann, Unfrieden zu stiften. Erst vor wenigen Wochen verhinderten die Roten die glatte Erledigung des Streites um Abessinien, um die Vorbereitung einer großen Ausgleichskonferenz unter den westeuropäischen Mächten zu sabotieren. Das war die Antwort auf die französisch-polnische Annäherungspolitik, die Moskau in die Gefahr brachte, überflüssig zu werden und gleichzeitig ein Lehrbeispiel dafür, wie man in Moskau die „Unteilbarkeit des Friedens“ auffaßt. Frankreich, das im Schlepptau des Herrn Litwinow-Wallach segelt, sah die heißgewünschte Annäherung an Italien wiederum hinausgezögert. Jetzt hat man die Hand an einen anderen der vielen Hebel gelegt, die den Bolschewiken zur Verfügung stehen, wenn sie den Frieden stören wollen. Ihre Lage beim Londoner Nichteinmischungsausschuß, der anläßlich der Ereignisse in Spanien gebildet wurde, verschiedene Mächte hätten sich nicht an den Nichteinmischungsvertrag gehalten, ist ein lächerliches Ablenkungsmanöver nach dem Rezept: Haltet den Dieb! Erst kürzlich hat der frühere Genfer Beauftragte der Sowjetunion, Rosenberg, sich als Gesandter nach Madrid begeben, um die gewaltigen Lieferungen der Roten an die Volksfront, die bis zur Stunde ununterbrochen fortgesetzt wurden, persönlich zu überwachen. Die gleiche Aufgabe hat eine Art von fliegenden Kommissionen in Barcelona. Es liegt auf der Hand, daß es der Sowjetregierung um eine Hilfsaktion für das Madrider Kabinett geht, zu der sie die westeuropäischen Großmächte mißbrauchen will.

Der sogenannte Nichteinmischungsausschuß hat sich in London mit der russischen Lage befaßt, ohne ihr freilich die Abfuhr zu erteilen, die sie verdient hätte. Deutschland, Italien und Portugal, die von den Russen in erster Linie gemeint waren, haben allerdings das russische Räufelspiel beim richtigen Namen genannt. Der italienische Botschafter Grandi ist dabei recht deutlich geworden. Er sagte wörtlich: „Die Sowjetregierung will unseren Ausschuß sabotieren und seine Arbeit unmöglich machen. Sie hat in den jüngsten Ereignissen in Spanien nicht das gesunden, was sie erhofft und erwartet hat. Das spanische Volk ist nicht gewillt, die Lehren der Zerstörung und Aufwiegelung der ganzen Welt, wie sie von den russischen Kommunisten ausgearbeitet worden sind, mitzumachen. Das ist der Grund, warum Sowjetrußland in einer letzten und äußersten Kraftanstrengung zur Umkehr der Lage ins Gegenteil nach einem Vorwand sucht, um sich von den übernommenen Verpflichtungen loszulösen. Das mag die Moral des Kommunismus sein, ist aber nicht die unsrige. Ich wünsche noch einmal klarzustellen, daß die italienische Regierung keine Verantwortung für das zu übernehmen gedenkt, was in Europa und in der Welt sich ereignen mag, wenn die von ihr getreulich eingehaltenen Vereinbarungen durch die einseitige Entscheidung eines der beigetretenen Staaten zerstört werden sollten. Es muß damit klargestellt sein, daß diesem Staat, was immer seine Vorwände sein mögen, die volle und ausschließliche Verantwortung für sein Tun zufällt.“

Ein Land, das begriffen hat, wie gefährlich die französische Bündnispolitik mit Sowjet-Rußland ist, ist Belgien. Sein König hat erklärt, daß Belgien sich von jeder Bündnispolitik abwenden und in jedem Falle neutral bleiben wolle. Diese Erklärung hat natürlich in Paris wie eine Bombe eingeschlagen. Man glaubte gerade in Belgien einen getreuen Vasallen zu haben, der mit Frankreich durch Dick und Dünn geht. Und nun ist dieser Traum ausgeträumt. Ob nicht in Frankreich selbst bald auch die maßgebenden Leute einsehen, auf einem wie gefährlichen, den europäischen Frieden bedrohenden Weg man mit diesem sauberen Bolschewiken-Bündnis geraten ist.

Daß der Kommunistenhauptling Thorez in Straßburg derartige unsäugliche Neußerungen über unseren Führer und Reichsfürstentum tun durfte, ist ein Skandal. Der deutsche Protest dagegen ist sehr berechtigt, um so mehr, als man in Deutschland niemals dulden würde, wenn das französische Staatsoberhaupt derart beleidigt würde.

Dr. Goebels auf der feierlichen Rundgebung, bei der der Führer das Winterhilfswerk 1936/37 eröffnete. Damit war der feste Wille der Führung umrissen, der darin liegt, nichts unversucht zu lassen, ohne im einzelnen darüber zu rechten, was nun not ist, um jedem bedrängten Volksgenossen zu helfen, die Beschwernisse des Winters zu überwinden. Mit der Milde, die in früheren Zeiten geübt wurde, hat das Winterhilfswerk des deutschen Volkes, zu dem nunmehr zum vierten Male aufgerufen wird, nichts mehr zu tun. Jeder Volksgenosse soll wissen, daß ihm geholfen wird, wenn seine eigene Leistungsfähigkeit dazu nicht ausreicht, weil das ganze Volk es für seine sittliche Pflicht hält.

Das Winterhilfswerk des deutschen Volkes ist von einer Großartigkeit, die die anderen Völker in Erstaunen versetzt. Wir aber wissen, daß seine ganze Organisation, sein Aufbau, seine Durchführung und Abwicklung nur ein Ausfluß des Ideenreichtums des Nationalsozialismus sind, von dem er uns in den letzten dreieinhalb Jahren so manchen Beweis geliefert hat. Ganz neu waren die Methoden der gegenseitigen Hilfe, die das Wort „Helft helfen“ verwirklicht, als im Herbst 1933 zum ersten Male an die Opferwilligkeit des deutschen Volkes zugunsten seiner leistungsschwachen Volksgenossen appelliert wurde. Eintopfsamstag! Welch schöne Idee, welches Sinnbild für die Einheit des deutschen Volkes, das wie eine große Familie zu Tisch sitzt: In jedem deutschen Hause und in jeder Gaststätte nur ein einfaches Eintopfgericht und der dadurch an Wirtschaftsgeld ersparte Betrag dient zur Vinderung der Not!

„Wir haben etwas, was unser Leben wieder lebenswert erscheinen läßt: Das ist das deutsche Volk!“ Dieses Führerwort ist ein Bekenntnis und ein Mahnruf zugleich. Es geht alle an, jetzt, wo es gilt, dem vierten Winterhilfswerk zum Erfolg zu verhelfen.

Deutschland hat einen guten Freund verloren; der ungarische Ministerpräsident Gömbös ist gestorben. Mit ihm verliert Ungarn einen erfahrenen, tüchtigen Staatsmann, Deutschland einen aufrichtigen, treuen Freund, die Welt einen hervorragenden Politiker. Deshalb ist die Trauer um den überraschend frühen Tod nicht nur in Ungarn so groß. Gömbös, der einem alten ungarischen Adelsgeschlecht entstammt, hat sein ganzes Leben in den Dienst seines Landes gestellt. Er hatte die militärische Laufbahn gewählt, nahm am Weltkrieg teil mit großen Auszeichnungen teil und stellte sich nach dem Zusammenbruch der Monarchie in den Dienst der nationalen Bewegung unter Führung des Reichsverweisers Admiral Horthy. Seit Jahren gab er als Ministerpräsident der politischen Entwicklung Ungarns einen festen Halt. Es gelang ihm kraft seiner Persönlichkeit, die autoritäre Staatsführung durchzusetzen; denn sein Ansehen bei den Parteilichen und in der Bevölkerung war außerordentlich groß und wuchs von Jahr zu Jahr. Als kluger Politiker hatte er die Notwendigkeit erkannt, unter Knüpfung besonders enger Beziehungen zu Deutschland neue Wege in die Zukunft zu suchen. In einer Rede im ungarischen Oberhaus führte er bereits im Juni 1934 die Grundzüge seiner Politik aus. Damals erklärte er, daß Ungarns Absichten durchaus friedlich seien. Die ungelösten Fragen durch einen Krieg lösen zu wollen, wäre Irrsinn, und bedeute, daß man nicht imstande sei, die Fragen auf friedlichem Wege zu regeln. Ungarn müsse eine Politik verfolgen, die seine Unabhängigkeit bewahre und es ihm möglich mache, solange zu warten, bis in der ungarischen Frage in Europa der nüchterne Verstand vorherrsche. Sein Bestreben sei es, gestützt auf Österreich, Deutschland und Italien, Ungarn aus seiner „Falle“ zu befreien. In einem Ausgleich zwischen Berlin und Rom erblickte er die Ahse einer ruhigen europäischen Politik, da er die Freundschaft zu beiden Staaten für richtig halte. Er als Soldat trachte nach Frieden, weil er um Europa besorgt sei und befürchte, daß sonst eines Tages die Kultur Europas zusammenbreche.

Der preußische Ministerpräsident Göring begleitete den Entschlafenen auf seinem letzten Wege.

Mit außerordentlicher Eindringlichkeit hat der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, in Hof den Kampf um Deutschlands Ernährungsfreiheit dargestellt. Er hat dabei kein Blatt vor den Mund genommen und alles beim Namen genannt, was den Gegenstand unserer Sorge, aber auch unserer Zuversicht ausmacht. Dabei fällt besonders sein Appell an die Hausfrauen auf. In der Tat ist die Hausfrau außerordentlich wichtig bei dem Kampf, den Deutschland gegen die Verknappung gewisser Lebensmittel zu führen hat. Die Hausfrau verwaltet den größten Teil jenes Geldes, das wieder dem Handel zufließt. Von den 32 Milliarden Reichsmark, die Deutschlands Arbeiter, Angestellte und Beamte insgesamt im Jahre 1935 verdient haben, gingen durch die Hände der Hausfrau etwa zwei Drittel, ebenso von den 24 Milliarden, die die selbständig Verdienenden, zu denen auch jeder Besitzer eines Ladengeschäftes gehört, eingenommen haben. Das erhellt die ungefähre Verantwortung, die die Hausfrauen zu tragen haben.

Daß das der Fall gewesen ist, beweist ein Jahresüberblick über die Ernährungsfragen in den verschiedenen Ländern für die zwei vorhergegangenen Jahre. Vom Dezember 1934 bis zum Dezember 1935 stiegen zum Beispiel die Ernährungsfragen in Belgien um mehr als 10,5 vom Hundert, in der Tschechoslowakei, in U.S.A. um mehr als 7 vom Hundert, in England um 5 vom Hundert, in Deutschland aber lediglich um 1,5 vom Hundert, das heißt von einer Reichsmark auf 1,015 Reichsmark. Diese Steigerung war, wie auch Rudolf Heß betonte, notwendig, weil die Bauern, die der Marxismus den Weltmarktpreisen ausgesetzt hatte, um sie zu proletarisieren, erhalten werden mußten, denn sie sind der Motor und die Hauptkraft bei der Niederringung der deutschen Ernährungsprobleme. Auf die Frau, um es noch einmal zu unterstreichen, als Verwalterin der deutschen Ernährung, kommt es für die Verbraucherlenkung an. Sie muß die fehlenden Waren durch andere ersetzen. Ihre Kleinarbeit im Gesamtaufbau der deutschen Wirtschaft ist entscheidend. Es ist sicher, daß der Appell sie erreichen und ihre Mitarbeit veranlassen wird.

Heimat Ruhrgebiet

Von Dr. W. Brepohl, Gelsenkirchen

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß das Ruhrgebiet durchaus unsere Heimat ist. Mag auch mancher etwas bedauernd tun — im Grunde sind wir alle gern im Kohlenpott, wenn man uns oft auch bemitleiden möchte. „Aus dem Industrierevier?“ So heißt es dann, „nein, schrecklich! Wie kann man in dem Qualm nur leben!“ So oder ähnlich möchte man uns bedauern oder Trost zusprechen. Wir aber bedanken uns für das Mitleid, weil wir wirklich gern hier leben, und wir unsererseits sagen vielleicht: „Berlin? Nein, niemals. In all dem Lärm und den vielen Häusern!“ Ganz bestimmt ist die Art, wie wir leben, weniger nervenaufreibend, wie die in Berlin allein mögliche. Allerdings, wer weit draußen wohnen kann, der hat es besser, ja, der mag wohnen „wie an der Ruhr“ vielleicht. Aber mitten im Häusermeer, das wäre nichts für uns! Im Grunde liegt uns die Millionenstadt Berlin so wenig wie die Berliner Mundart, die uns aus vielen minderwertigen Wiken bekannt ist, und die uns daher oft zu schnoddrig vorkommt. Wir

möchten unsere landläufige Sprechweise nicht in derselben Weise behandelt wissen. Aber haben wir denn überhaupt so etwas wie eine eigene Sprechweise? Ganz gewiß. Sonst würde man uns in der Fremde nicht daran erkennen. Auch wenn wir Hochdeutsch sprechen, haben wir unsere Sprachbesonderheiten. So können wir im allgemeinen kein „r“ sprechen — oder wir sagen „nich“ statt „nicht“, auch sind wir an einer gewissen, unbeholfenen Art des Ausdrucks zu erkennen. Es ist ja nicht leicht zu sagen, woran man einen Menschen nach seiner Sprechweise erkennt, wenn er nicht sächsisch oder bayerisch oder ostpreussisch spricht. Doch auch all diese Mundarten leben bei uns, wenigstens im häuslichen Leben und auch sonst nur in der besonderen Klangfarbe. Es ist eben so, daß im Ruhr-

gebiet alle deutschen Landschaften vertreten sind und demnach auch alle Mundarten in schwächeren Formen zu hören.

Aber so bunt das Ruhrvolk zusammengesetzt ist, so sehr strebt alles auf eine Einheit und Einmütigkeit hin. Wir müssen uns vorstellen, daß das Ruhrgebiet zwar noch blutjung ist; aber so alt ist es doch, daß viele von uns bereits den Großvater im Revier haben und besuchen, daß wir überhaupt allerlei Verwandtschaft zwischen Duisburg und Hamm sitzen haben. In vielen Fällen leben Familien doch schon seit drei oder gar vier Generationen hier an der Ruhr, aber zugewandert sind so gut wie alle, die heute hier leben. Im Vergleich mit der Zahl der Zugezogenen spielt die kleine Zahl der wirklich Alteingesessenen

keine besondere Rolle. Aber das kann man doch beobachten, daß die Familien, die seit Jahrhunderten hier wohnen, mit einer gewissen Achtung oder doch Beachtung behandelt werden; man weiß von ihnen, daß sie schon im 18. Jahrhundert auf einem Kotten oder größeren Bauernhof saßen.

Wir haben, allerdings ohne besondere Betonung, viel davon gehalten, daß ein Mensch mit dem Boden verwachsen ist. Wir haben ein Gefühl dafür um so mehr, als wir aus der eigenen Familiengeschichte wissen, daß wir hier Neulinge sind, weil erst der Großvater aus Ostpreußen oder Schlesien, aus dem Siegerland oder dem Ravensbergischen, dem Posenischen oder von der Saar gekommen ist und hier für die junge Familie eine neue Heimat geschaffen hat.

Aber Heimat ist uns allen dieses Land, das wir mit Stolz das Land der tausend Feuer nennen. Der Stolz ist berechtigt, der Ausdruck ist richtig, aber er läßt nicht erkennen, daß das Ruhrgebiet so schrecklich nicht ist, wie viele tun, und am ehesten darüber reden, wenn sie nicht viel



Ruhrlandschaft

Aufnahme: H. Falkenburg, Mülheim

Du findest „Kraft durch Freude“-Sport wohl heute an jedem deutschen Ort!

Die Mondfinsternis

Ein Montage-Erlebnis von Johannes Staebler, Magdeburg

Eine Zeitlang hatte ich in der russischen Steppe einen besonders wüßbegierigen Bauernburschen als Kutscher. Fuhren wir zum Werk oder von dort heim, so plätscherte die Unterhaltung ununterbrochen. Besonders schön war das, wenn im Frühjahr und Herbst die Wege ein einziger Morast waren, die Autos mit Schneeketten fuhren und wir selbst mit vier Pferden nur schrittweise durch den achstiefen Schlamm rutschten. Da lenkte die Unterhaltung ab und vertrieb auch die Zeit. Und dabei lernten wir beide, der Kutscher Semenjuk und ich, noch voneinander. Das ging etwa so vor sich: „Swan Maximowitsch!“ — damit war ich gemeint — „morgen wäre wieder ein großes religiöses Fest, ja ja...“

„So, was denn für eins, Semenjuk?“

„Das Fest der Wasserweihe.“

„Was wird denn da gemacht?“

„Ja, da wirft der Pope sein goldenes Kreuz in den Fluß oder in den Teich, und junge Burschen holen es dann heraus und erhalten den Segen. Ja, und dann wird gesungen, und die Kirche ist geschmückt, und dann wird zu Hause gegessen und getrunken... und... ja ja...“ — „Ja und?“

„Und das war mal! Heute gibt's das nicht mehr! Morgen werden wir wie alle anderen Tage arbeiten, sonst kann man die Arbeit verlieren. Die Plakate verkünden ja: Ein Deserteur, der am religiösen Feiertag nicht zur Arbeit kommt und den sozialistischen Aufbau stört! Werde ich so entlassen, so bekomme ich niemals mehr Arbeit und kann betteln gehen.“

Tragödie eines Volkes, das noch an seinen Bräuchen und Festen hängt, in einem einzelnen gesehen! — Lernte ich so Sitten und Gebräuche, Feste und Redensarten, so lernte andererseits Semenjuk, der Kutscher von mir, wie es bei uns zugeht, wie das und jenes gemacht wird. Er wollte über Technik und Werkschau Bescheid wissen, er erfuhr, wie ein Automotor arbeitet, und fragte nach allem Möglichen. Ganz leise erkundigte er sich auch, ob der Zar denn wirklich ermordet sei und nicht doch noch versteckt im Ausland lebe. Vielleicht käme er doch noch einmal zurück. Wüßten wir denn nichts davon? Auf was für mögliche und unmögliche Themen wir kamen, ist gar nicht zu sagen. Aber oft war das Antwortgeben und das Erklären wirklich schwer. Oder hat schon mal einer so ganz leicht und einfach einem russischen Bauerlein eine Mondfinsternis erklärt? Davon will ich berichten: „Swan Maximowitsch!“ — „Ja?“ — „Die Leute sagen, daß morgen abend der Vollmond für kurze Zeit finster werden wird. Das habe

ich schon gesehen. Aber glaubst du, daß sie es so voraussagen können, und daß es wirklich morgen geschieht?“

„Doch, es stimmt. Morgen ist Mondfinsternis, und das kann viele Tage und Jahre vorher berechnet werden.“

„Was heißt berechnet werden? Das geht doch nicht wie 3 und 3 auf der Rechenmaschine. Und warum wird der Mond überhaupt finster?“

Nun folgte eine lange Unterhaltung über den Lauf der Gestirne, über Erdbahn und Erdschatten, aber er begriff meine Erklärungen nicht. So ging es nicht. Also mußte mit praktischen Beispielen erklärt werden: „Sieh mal, Semenjuk, ich sitze über dem rechten Hinterrad, du links über der Vorderachse und dem Drehpunkt der Deichsel, und vorn gehen die Pferde. Jetzt nimm an, daß ich mit meiner Taschenlampe hier die Sonne bin, du die Erde, und das Pferdchen da links ist der Mond. Und wenn du nun den Wagen um das rechte Hinterrad, also um mich, drehst, dann ist das wie bei den Gestirnen: du als Erde drehst dich um mich, die Sonne, und das Pferdchen, der Mond, dreht sich um dich, die Erde.“ — „Ja, das ist klar.“

„Nun leuchte ich mit meiner Taschenlampe dich und das Pferd an, genau wie die Sonne Erde und Mond. Du siehst nun die Taschenlampe, die Sonne, nicht. Bei dir ist Nacht. Aber das Pferd sieht du, der Mond ist beleuchtet. Drehst du dich nun um, so siehst du die Sonne hier, bei dir ist Tag, und den Mond siehst du nicht.“

„Ja, aha! Das verstehe ich auch.“

„Und nun rüdst du, die Erde, langsam nach rechts. Jetzt verdunkelt dein Schatten den Pferderücken. Ebenso verdeckt der Erdschatten den Vollmond, und wir sehen die Mondfinsternis von uns, von der Erde aus.“

„Aha, aha! Jetzt ist mir alles ganz klar. Und wann die Erde so steht, daß ihr Schatten den Mond verfinstert, das berechnen diese Professoren diese Wesen in der Stadt!“

Gott sei Dank! Ich schwikte schon vor Anstrengung. Aber nun hatte er's anscheinend wirklich fapiert. Sinnend und still fuhren wir weiter. Aber wie sehr ihn die Sache wohl die ganze Nacht beschäftigt haben muß und wie gut er es verstanden hatte, das zeigte mir seine Frage am nächsten Morgen:

„Weißt du, Swan Maximowitsch, so ganz richtig scheint mir deine Erklärung von der Mondfinsternis aber doch nicht zu sein. Du hast gestern nur immer von dem einen Pferdchen, dem linken, gesprochen. Und wir hatten doch gestern so wie heute zwei Pferdchen vorgespannt. Wo bleibt nun das zweite Pferdchen bei deiner Erklärung von Sonne, Erde und Mond?“

Da gab ich das Erklärenwollen auf.

gesehen haben. Es ist sogar, wenn man darüber nachdenkt, etwas merkwürdig: wie oft kann man hören, daß der oder jener „eigentlich“ nur für ein, zwei Jahre hergekommen ist und dann weiter wollte und doch hiergeblieben ist. Sie alle sind geblieben, nicht weil sich eine Möglichkeit fortzugehen nicht bot, sondern weil sie sich wohlfühlten, und zwar von Jahr zu Jahr wohler. Solange die Industriewelt fremd und der menschliche Zusammenhang mit Freunden nicht da war, solange sie den schlichten, gar nicht finsternen Charakter der Ruhrmenschen nicht kannten, mochte der Gedanke, wieder wegzugehen, lebendig bleiben. Dann aber blieb man hier — nicht immer aus Bequemlichkeit, oder weil man einen eigenen Haushalt gegründet hatte. Oder ist es nicht so? Haben wir nicht alle schon viele gehört, die da sagten, eigentlich hätte man nur zwei Jahre bleiben wollen, aber heute sei man froh, noch hier zu sein und denke nicht daran, fortzugehen?

So hat jeder der rund vier Millionen Menschen im Revier seine eigene Geschichte, so erwirbt sie jeder auf eine besondere Weise. Und doch gibt es gewisse Grundzüge des Sesshaftwerdens im Revier. Das soll nun kurz gezeigt werden. Dabei beginnen wir im Süden, weil dort die Anfänge waren.

Solch eine Uebersicht, wie ich sie versuche, ist natürlich nur im ganzen richtig, und es ist möglich, daß der Leser ganz andere Vorstellungen hat. Er muß dann aber bedenken, daß unsere Uebersicht unabhängig vom Persönlichen und aus vielen Einzelbeobachtungen zusammengefloßen ist.

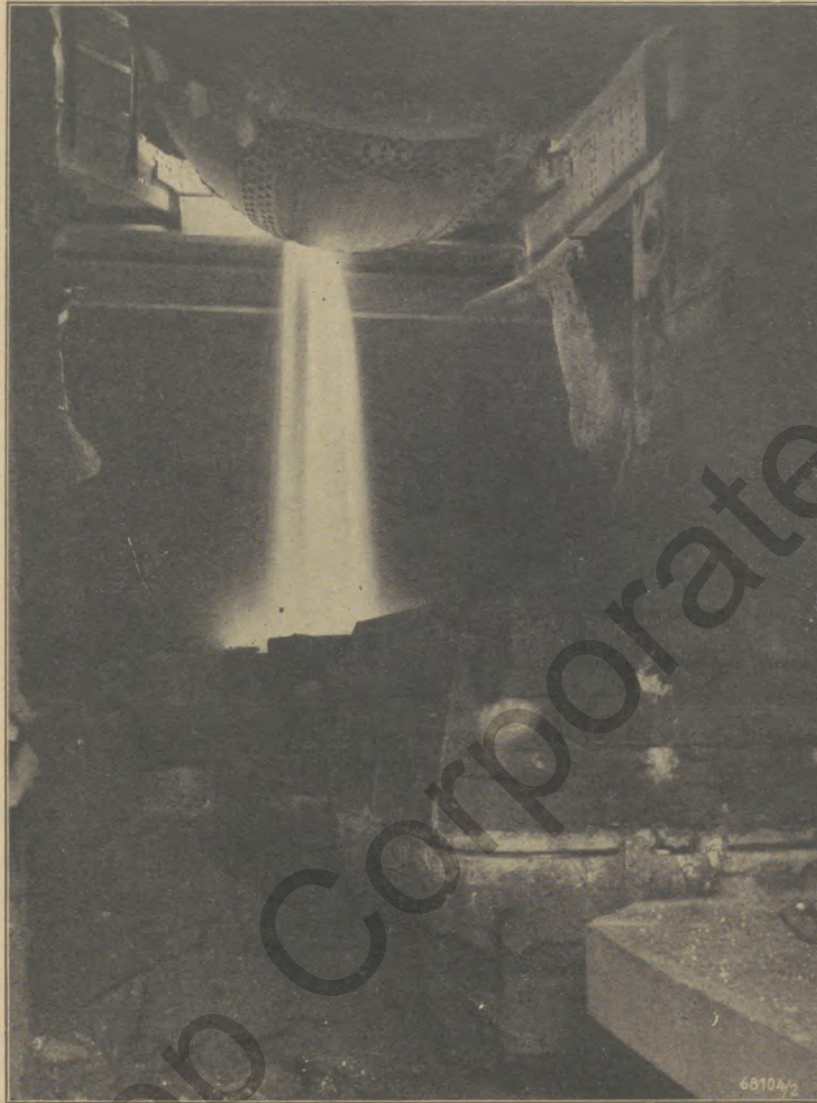
Im Ruhrtal also fängt es an. Dort gab es schon lange eine beachtenswerte Industrie: einerseits die nördlichsten Ausstrahlungen der sauerländischen Eisenindustrie, andererseits einen einfachen Kohlenbergbau. Man weiß nicht: waren diese Bauern, Schmiede und Bergleute zwischen dem Hammerbachthal und dem Laupertal so tüchtige Leute, daß sie ihre kleine Industrie schaffen und ausbauen konnten, — oder hat ihre Industriearbeit sie in besonderer Weise vorbereitet? Jedenfalls läßt sich erkennen, daß die Familien zwischen Kettwig, Sprockhövel und Blanksenstein sich in auffälliger Zahl in die moderne Industrie eingefügt und sie generationenweise immer weiter begleitet haben. Man findet sie heute im ganzen Revier als tüchtige Leute wieder, sie sind als Steiger, Betriebsführer, als Kaufleute und Techniker „dazwischen“ — ganz anders als die Angehörigen der zwischen Hellweg und Emscher eingesessenen Bauernfamilien. Man wird dieser Beobachtung einmal nachgehen müssen, um in den millionenfach verwirrten Blut- und Erbgutbahnen des Ruhrvolks die Ordnung zu sehen. — Gerade bei dem Vergleich zwischen den alten Ruhrtalfamilien und den Emschertalfamilien kommen wir auf eine andere wichtige Erscheinung: Der Zeitgeist hat auch hier dazu beigetragen, daß die Bindung an die Scholle der Väter locker, die Gesamteinstellung zum Leben damit ungesund wurde. Man liest heute oft, daß der Liberalismus zusammen mit dem Hochkapitalismus den Menschen in schlechter Weise beeinflusst hat. — Ein Beweis dafür: Im Zeitalter der schnellen Entfaltung der Industrie konnte viel Geld verdient werden, und mancher Bauer in der nördlichen Hälfte des Reviers verlor unter dem Eindruck des lockenden Geldes den Kopf, er verkaufte alles und war schließlich ein Fremdling in der Heimat seiner Väter. Heute ist diese Gefahr überwunden, wir dürfen vertrauen, daß unser Bauertum sich einfügt und nicht einfach mit dem Gelde davongeht.

Wir haben nur von den Familien gesprochen, die aus der unmittelbaren Umgebung des entstehenden Industriegebiets stammen. Die hier lebenden Arbeitskräfte genühten für den Anfang vollauf, um die inzwischen bis zum Hellweg vorgebrungene Welt der Hütten und Zechen aufzubauen. Aber schließlich hatten die Ruhrtalfamilien, in denen der

Bauer zugleich seit Jahrhunderten Bergmann war, keine freien Kräfte mehr zur Verfügung, die Wirtschaft mußte sich in anderen Landschaften um Arbeiter bemühen. So sind die letzten vier oder fünf Jahrzehnte mit der Zuwanderung aus allen deutschen Gauen ausgefüllt. Hinzu kamen noch die Ausländer, von denen wir die Polen, Tschechen und Slowenen in großer Zahl haben einwandern sehen.

Diese Zuwanderung hat mehr Ordnung gehabt, als wir heute meinen. Solange die Zugewanderten hier wohnen, haben sie auch ihre Wohnsitze gewechselt, man findet also in jedem Ort Vertreter aller Landschaften. Aber ursprünglich hat es eine Verteilung in der Weise gegeben, daß bei eintretendem Arbeitermangel eine bestimmte Landsmannschaftsgruppe anrückte. Und wie die großen Städte im Revier — sie liegen alle an der immer bevorzugten und bevorrechteten Strecke Duisburg, Essen, Bochum, Dortmund — in erster Linie Zuzug unmittelbar aus Westdeutschland erhielten, wie die Städte mit ausgesprochenem Industriecharakter Oberhausen, Gelsenkirchen, Wanne, Herne ostdeutsche Landsleute aufnahmen, so siedelten sich in den jüngsten Orten Hamborn, Bottrop, Gladbeck, in den Gemeinden des Landkreises Recklinghausen vorwiegend Ausländer mit slawischer Kultur und Sprache an. Man kann also sagen: je früher die industrielle Entwicklung in einem Ort begann, um so stärker war oder ist von Anfang an das deutsche Element, je später die Gemeinden durch neue Unternehmungen zu wachsen begannen, um so stärker sind die ausländischen Gruppen.

Diese geschichtliche Staffelung der Zuwanderung nach der Herkunft wie der Ansiedlung trifft zusammen mit der vorausgegangenen Entwicklung des Ortes. An der Hellweglinie lagen nur alte Städte mit Tradition, eigener Wirtschaft, mit ausgeprägtem Bürgertum und Stadtbewußtsein. An der Emscher lagen vor dem Einzug des Bergbaus nur Bauernschaften mit geringer Wohndichte. In diesen Raum strömt der große Zuzug aus dem Osten. Daher kam es, daß es eine Zeit geben konnte, in der man von „Polen am Rhein“ sprach, da in den Straßen und Geschäften die polnische und masurenische Sprache täglich und stündlich zu hören war. Aber dieser Zustand ist vorbei — nicht weil die Menschen abgewandert wären, sondern weil sie anders geworden sind, sich angepasst und eingefügt haben. Nur die Polen sind mit der Gründung der Republik Polen in



Schlackenabstich in einem Thomaswert
Aufnahme: Karl Heinz Brand

großen Scharen abgezogen, alle anderen sind noch hier, aber sie geben mehr und mehr ihre slawische Hausprache auf, die von den Jungen schon nicht mehr verstanden wird; sie geben zum Teil auch den fremd klingenden Familiennamen auf. So werden sie unsichtbar, aber ihr Bluterbe ist noch da, es wirkt mit, das Ruhrvolkstum zu formen, das umgekehrt auch an den Menschen modelt. Für die große Frage, wie weit Blut, wie weit Umwelt Gewalt hat, haben wir an der Ruhr ein ungeheuer großes Beobachtungsmaterial. Die Sprache geht unter, die altheimischen Bräuche, Gewohnheiten, Sagen und Lieder sind schon fast vergessen, aber alles, was aus der Rasse kommt — Charakter, Lebensgefühl —, das bleibt, wie auch das Bild der äußeren Erscheinung von dem Blut der Zugewanderten mitbestimmt wird.

Es entspricht nun durchaus dem Charakter, den das Ruhrgebiet um die Jahrhundertwende oder bis dahin hatte, nämlich Klein-Amerika zu sein, wenn die Sesshaftigkeit nur einen Teil erfasst hat und viele andere weiterziehen, über den Großen Teich und in andere Länder. Für alle, die blieben, gilt aber, daß das Ruhrgebiet ihre Heimat geworden ist, eine Arbeitslandschaft, in der es sich auch menschlich leben läßt. So lieben sie alle dieses einst graue, heute wieder lichtere und schönere Land, das ihnen Heimat geworden ist in dem Sinne, daß darin die Wurzeln ihrer Kraft sind.

Wir sind alles, wenn wir das bleiben, was wir waren. Wenn wir vergessen, was wir gewesen sind, werden wir nichts mehr sein.

Adolf Hitler

Zur Unfallverhütungssaktion der Reichsbetriebsgemeinschaft 6, Eisen u. Metall

Die planvolle Aufbauarbeit zur Schaffung wirklicher Betriebsgemeinschaften nimmt durch die in der Zeit vom 4. November bis zum 31. Dezember 1936 zur Durchführung kommende große Unfallverhütungssaktion:

Schutz und Sicherheit in der Eisen- und Metallindustrie

ihren Fortgang. Nachdem in allen zur Reichsbetriebsgemeinschaft 6, Eisen und Metall, gehörenden Betrieben die Aktion „Schönheit der Arbeit“ mit großem Erfolg — der zu weiteren Taten Ansporn sein muß — durchgeführt worden ist, treten wir in das zweite Stadium nationalsozialistischer Betriebsneuordnung: von der Schönheit der Arbeit zu Gesundheit, Schutz und Sicherheit der Arbeit. Unser Kampf gilt dem Unfall!

Restloser Einsatz aller Betriebsführer mit ihren Gefolgshaften ist notwendig, um den Betrieb durch Einsetzung aller technischen Unfallverhütungsmittel unschärfer zu gestalten, um dann in einer fortlaufenden Erziehungsarbeit alles daranzusetzen, den Schaffenden vor Unfällen zu schützen, denn vorbeugen ist besser als heilen.

Hier heißt es: Gib acht auf dem Wege zur Arbeit! Gib acht bei der Arbeit! Gib acht auf dem Wege von der Arbeit! Deine Gesundheit

und Arbeitskraft gehören nicht dir, sondern der Volksgemeinschaft! So wird in allen Betrieben der Eisen- und Metallindustrie eine Gemeinschaftsarbeit verrichtet, die ehrlicher Wettstreit sein soll für die Erlämpfung des großen Zieles: der nationalsozialistische Musterbetrieb. — Die Vorstufe und eine Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles ist die Beseitigung der Unfälle in den Betrieben durch: **Schutz und Pflege des schaffenden deutschen Menschen.**

Darum soll an der Spitze dieser Aktion das Geleitwort des Führers Adolf Hitler stehen: „So, wie die Wirtschaft und das Kapital der Nation zu dienen haben, ist auch die Arbeit dem gleichen Zweck dienstbar zu machen.“

Der vornehmste Träger der Arbeit aber ist keine Maschine, sondern der Mensch selbst!

Die Pflege und der Schutz des arbeitenden Menschen ist damit in Wirklichkeit die Pflege und der Schutz der Nation, des Volkes.“

Heil Hitler!

J. J. J. J.

Leiter der Reichsbetriebsgemeinschaft 6, Eisen und Metall.

Meine Segelschiff-Sportfahrt nach Kopenhagen

Von Formerlehrling Th. Naumann

Nach manchem Hin und Her und „großen Reisevorbereitungen“ ging endlich die langersehnte Fahrt zur Ostsee am Montag, dem 21. September, in Helsenkirchen los. In Wanne-Eickel stieg mein Fahrtkamerad zu mir. Dann begann eine wundervolle Fahrt durch deutsche Städte und Dörfer, durch das Münsterland und durch die Provinzen Oldenburg, Hannover und Schleswig-Holstein. Schon allein die Fahrt bot uns mancherlei Abwechslung. Wir sahen keine rauchenden Schöte, Fördertürme, Fabriken und Zechen mehr, sondern Wald und Wiese, Heide und Feld, oftmals durch den munteren Lauf eines Flusses und durch liebliche Dörfer unterbrochen. Wir kamen an einer fertigen und einer noch im Bau befindlichen Reichsautobahn vorüber. Zum ersten Male sah ich die Weser und die Elbe.

In Hamburg stiegen wir in den zuschlagsfreien Schnellzug der Lübeck-Büchener Eisenbahn, für uns etwas Neues mit ihren stromlinienförmigen Verkleidungen, den zweistöckigen Aussichtswagen und den gepolsterten Sitzen. Von Lübeck ab hatten wir dann eine gewöhnliche Bummelbahn. Da wir durch die vorhergehende Fahrt schon verwöhnt waren, fiel uns das besonders auf.

Um 15.15 Uhr waren wir an unserem Endpunkt Neustadt an der Lübecker Bucht angelangt. Mit uns stiegen noch verschiedene andere Fahrgäste aus, die dasselbe Ziel hatten. In Neustadt meldeten wir uns bei der Fahrtenabteilung des Hochseesportverbandes „Hansa“ e. V. Dort erhielten wir unser Wäschepäckchen und meldeten uns beim Kapitän des Dreimastschoners „Hanseat“. Als der Kapitän glaubte, „alle zusammen zu haben“, ließ er uns im weißen Bordanzug antreten. Wir wurden in zwei Wachen eingeteilt. Die Steuerbordwache schlief in der vorderen und die Backbordwache in der hinteren Kajüte. Da noch einige Fahrteilnehmer fehlten und der Kapitän auch nicht mit einer ungeübten Besatzung abends den Hafen verlassen wollte, wurde die Abfahrt für den folgenden Morgen nach der Zollkontrolle festgelegt. Neben uns lag der etwas kleinere Zweimastschoner „Edith“, den die Teilnehmer an einer vierzehntägigen Fahrt benutzten. Der „Hanseat“ war dreißig Jahre in dänischem Besitz gewesen. Trotzdem war das Schiff noch sehr gut.

Unsere Wachenführer waren Teilnehmer, die schon einmal eine Segelsportfahrt mitgemacht hatten. Außer dem Kapitän hatte unser Schiff noch fünf Mann Stammbesatzung: Steuermann, Matrosen, Maschinisten, Koch und Schiffsjungen. Die Steuerbordler hatten mit dem Kapitän und dem Matrosen zusammen Wache und wir Backbordler mit dem Steuermann und dem Schiffsjungen.

Dienstagmorgen fuhren wir dann ab. Unser Hilfsmotor brachte uns aus dem Hafen. Dann setzten wir die Segel. Günstiger Südwind brachte uns schnell vorwärts. Die Logbucheintragungen lauteten auf Windstärke 5 und 6, bei bedecktem Himmel. Die See war darum auch ziemlich grob. Als natürliche Folge zeigte sich auch bald bei den meisten die Seekrankheit. Zuerst habe ich auch mitgelacht, als da und dort einer der See opferte. Mit meinem Kameraden hatte ich an dem Tage gerade Backschaft, d. h. wir mußten für unsere Wache den Tisch decken, nach dem Essen wieder abräumen und abwaschen. Als wir nach dem Mittagessen spülten, merkten wir, daß auch unsere Stunde geschlagen hatte. Nach dem Spülen ging ich gleich aufs Deck an die frische Luft. Es dauerte aber nicht lange, da gab auch ich meinen Kameraden Anlaß zum Lachen. Es war

aber auch manchmal ein urkomisches Bild, wenn sich einer über die Reling legte, der See opferte und ein dementsprechendes Gesicht machte. Unser Käppen hatte uns schon vorher gesagt, daß wir in diesem Falle auf die Leeseite, das ist die dem Winde abgewandte Seite des Schiffes, gehen sollten, damit das Deck nicht beschmutzt wird. Das Einzige, was ich von Dienstagmittag bis Mittwochmorgen aß, war auf den Rat des Kapitäns eine trockene Scheibe Schwarzbrot.

Wir Backbordler hatten von 20 bis 23.45 Uhr Freiwache, d. h. Zeit zum Schlafen. Ich wagte mich jedoch nicht in die Koje. Es war eine sehr schöne Nacht, trotz der noch bewegten See. Ich begab mich zum Ausguck vorn aufs Schiff. Dort ließen wir uns von den Wellen wiegen. Ueber uns breitete der inzwischen wolkenlos gewordene Himmel sein Sternenzelt mit der Milchstraße aus. Um uns, auch auf unserem Schiff, war feierliche Stille. Das war Erholung für einen Former. Nach einiger Zeit ging ich ins Steuerhaus nach hinten. Hier war das Steuer, der Fluid-Kompaß und der Kartentisch. Der Kompaß war uns vorher erklärt worden, und das Schiff wurde von Kursusteilnehmern gesteuert. Vom Ausguck war Steuerbords, das ist rechts, ein entgegenkommender Dampfer gemeldet worden. Der Kamerad am Steuer verstand sein Handwerk noch nicht recht, jedenfalls hielt er auf den Dampfer zu, so daß der Steuermann auf diesem nun statt der grünen Steuerbordlaterne das rote Backbordlicht sah. Da ein Dampfer wegen seiner größeren Manövrierfähigkeit einem Segelschiff ausweichen muß, änderte er seinen Kurs, während unser Kapitän unseren Steuerer zurechtwies. Als unser Schiff wieder richtig lag, war der Dampfer wenige Meter vor uns. Vier bis sechs Meter näher, und es hätte einen Zusammenstoß gegeben. Als die Gefahr vorüber war, kam ich zum erstenmal ans Steuer. Dann wurden die Wachen gewechselt, und ich ging sehr müde in die Koje.

Plötzlich wurde ich auf echte schiffsmäßige Art geweckt. In unsere Koje brüllte der Matrose: „Rise, rise (spr. reise)! Jeder weckt seinen Nebenmann. der Letzte stößt sich selber an; Backbordwache aufstehen!“ Als wir an Deck kamen, segelten wir bei schönstem Wetter vor der dänischen Küste.

Um 8.30 Uhr machten wir unser Schiff vor Kopenhagen fest. Als das Deck klar war, machte sich alles landfein. Wir gingen teils mit dem Kapitän, teils mit dem Schiffsjungen zur Stadt. Dort wechselten wir unsere Marken in Kronen und Dere um. Auf einen Paß gab es für 10,— Reichsmark 16,50 Kronen. Dann erledigten wir die Post. Um 12 Uhr war Mittagessen, und von 13.30 Uhr bis 16.30 Uhr war eine lehrreiche und schöne Stadt- und Hafenrundfahrt für 3,50 Kronen. Abends sahen sich die meisten Kameraden das „Nordische Paris“ an.

Donnerstagmorgen 6 Uhr segelten wir wieder gen Süd-Ost, an der dänischen Küste entlang, um das dänische Seebad Rjiborg anzusegeln. Das schönste Wetter begleitete uns, nur der Wind wurde immer schwächer, so daß wir nachmittags bei völliger Windstille vor der dänischen Küste lagen. Da in der folgenden Nacht unser Hilfsmotor versagte, waren wir vollkommen auf den Wind angewiesen. Dieser kam uns aber erst in der Nacht von Freitag auf Sonnabend zu Hilfe, nun aber so stark und einseitig, daß das Deck stark nach Backbord geneigt war und wir beim Gehen aufpassen mußten. Denn wenn bei der Dunkelheit, dem Seegang und der Fahrt, die



Schoner „Hanseat“, Neustadt (Holstein)

wir hatten, jemand über Bord gefallen wäre, so hätte es eine ganze Zeit gedauert, ehe wir ihn wieder gefischt hätten.

Sonabend früh waren wir wieder vor der Neustädter Bucht. Hier wurden die Segel zusammengelegt. Drei Mann fuhrten voraus und bestellten einen Schlepper. Dieser brachte uns dann glücklich wieder in den Neustädter Hafen. Nach der Zollkontrolle hatten wir Zeit, um uns für die Rückfahrt fertig zu machen.

Diese Segelsportfahrt war für mich ein schönes, unvergeßliches Erlebnis. Sie war aber auch eine Erholung, wie sie für einen Lehrlingen aus dem Ruhrgebiet nicht besser und schöner sein kann. Allen, die meinem Kameraden Werner Alwin und mir dazu verholfen haben, danke ich auch an dieser Stelle noch einmal von ganzem Herzen.

Ausflug der beiden Werksekindergärten

Für die Allerkleinsten vom Schaller Verein, nämlich die Kinder des Bulmfer und Hüller Kindergartens, kam endlich der langersehnte Tag, an dem der versprochene Ausflug gemacht wurde. Er war uns schon vor längerer Zeit in Aussicht gestellt, und deshalb bekam ich seit dem ersten Tag nach den Ferien immer wieder von den Kleinen zu hören: „Erst sagste, und dann tustest nicht.“ Aber groß war die Freude, als uns am 14. September



Die Kleinen des Bulmfer Kindergartens mit ihren Beschützern

mittags ein schöner Autobus abholte, damit wir einen Tag im Grünen und in frischer Waldluft verleben durften. Eins, zwei, drei wurden die Kleinen in den Wagen hineingehoben, den Müttern noch einmal zugewinkt, und dann ging die herrliche Fahrt los. Raum hatten wir die erste Ede erreicht, da sangen alle einstimmig:

Tut-tut, das Auto kommt,
Das Auto, das kommt angerannt,
Hat keine Pferde vorgespannt,
Jetzt fährt es eine Straße,
Dann biegt es um die Ede,
Tut-tut, tut-tut, das Auto kommt,
Das Auto kommt, tut-tut.

Das Staunen nahm kein Ende, denn für die meisten war es wohl die erste Autofahrt. Und so kamen wir viel zu schnell zu unserem Ziel, dem Möllersbuer, wo uns die Kinder des Bulmfer Kindergartens schon erwarteten und freudig begrüßten. Gleich ging's hinaus auf die große Wiese, wo sich alle nach Herzenslust tummeln konnten. Einer rief — es war zu drollig — „Oh, ein Tomatenbaum!“ Und was war es? Ein Apfelbaum mit rotbackigen Äpfeln. Bei Kreisspielen, Lauziehen — Bulmfer gegen Hüller — und Ballspielen holten sich alle großen Appetit, und Kinderlaffee und Geseplätschen mündeten ganz vorzüglich. Es gab beinahe ein Wettessen, und es war ein Vergnügen zuzusehen, wie die Kleinen mit Behagen schmauseten. Nach allgemeiner Stärkung wurde mit neuen Kräften weitergespielt; doch leider verging die Zeit viel zu schnell, und gar zu bald schlug die Abfahrtsstunde. Die „Bulmfer“ waren zuerst gekommen und fuhren auch zuerst wieder zurück. Während dieser Zeit konnten wir „Hüller“ noch einige Gewinnspiele, Wett- und Eierlaufen machen, bis auch uns der Autobus abholte. Unterwegs wurde noch viel gefragt und manches nette Liedchen gesungen. Glücklich waren alle und ebenso die Mütter, die ihre Kinder wohlbehalten in Empfang nehmen konnten. Noch oft erzählen die Kinder von dem schönen Ausflug, der für sie ein großes Erlebnis war.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, allen denen, die uns diese Freude ermöglichten, herzlichst zu danken.
Tante Hilbe

Die Erzeugung der Betriebsgesellschaften der Vereinigte Stahlwerke A. G.

Die Erzeugungsziffern der Betriebsgesellschaften der Vereinigten Stahlwerke zeigen für das letzte Vierteljahr des Geschäftsjahres 1935/36 im Vergleich zum vorhergehenden Vierteljahr folgende Entwicklung:

	Vierteljahr Juli—September 1936	Vierteljahr April—Juni 1936
	Tonnen	Tonnen
Kohle	5 792 540	5 363 600
Koks	2 155 978	2 020 125
Roheisen	1 647 434	1 460 021
Rohstahl	1 790 531	1 557 903

Für das gesamte Geschäftsjahr 1935/36 ergeben die Produktionsziffern bei Kohle 22,3 Millionen Tonnen, bei Koks 7,9 Millionen Tonnen, bei Roheisen 6,0 Millionen Tonnen und bei Rohstahl 6,4 Millionen Tonnen. Während im Vergleich zum Geschäftsjahr 1934/35 die Kohlenförderung um rund 15 v. H. zunahm hat sich die Koksherstellung vor allem infolge der stärkeren Abrufe der Hüttenbetriebe um rund 30 v. H. vermehrt. Die Roheisen- und Rohstahlerzeugung haben im letzten Geschäftsjahr eine Steigerung um jeweils etwa ein Viertel der Vorjahresproduktion erfahren.



Der rote Streifen in der Haut

Der rote Streifen in der Haut ist die gefürchtete Erscheinung bei allen Entzündungen und Wunden der Körperbede und der darunterliegenden Gewebe.

Welche Ursachen hat er eigentlich, was zeigt er an und wie soll man sich bei seinem Auftreten verhalten? — Um diese Frage beantworten zu können, ist es nötig, kurz auf einige Vorgänge bei der Wundheilung bzw. bei einer Entzündung der Haut einzugehen. Als Beispiel soll der Furunkel dienen. Er entsteht im allgemeinen dadurch, daß durch eine kleine, mit dem unbewaffneten Auge möglicherweise gar nicht sichtbare Wunde in der obersten Hautbede Eitererreger in die Haut gelangen. Sie vermehren sich hier und rufen dadurch Abwehrvorgänge in der betroffenen Hautstelle, d. h. eine Entzündung hervor.

Nach außen zeigt sich das durch eine Rötung der Stelle, an der nunmehr der Kampf des Körpers gegen die eingedrungenen Bakterien beginnt, weiterhin durch eine gewisse Schwellung und durch eine mehr oder weniger große Schmerzhaftigkeit. Die Soldaten, die der Körper in diesen Kampf schickt, sind die weißen Blutkörperchen, die ja bekanntlich die Aufgabe haben, für Ruhe und Ordnung im Körper zu sorgen und Störenfriede, wie feindlich gesinnte Bakterien, zu vernichten. Gelingt ihnen das, dann gehen die genannten Erscheinungen zurück und die Heilung tritt ein.

Oft müssen sich, damit dieses Gelingen zustande kommt, eine Anzahl tapferer weißer Blutkörperchen, die sich am Kampfsplatz eingefunden haben, opfern. Ist ihre Zahl so groß, daß der langsame Abtransport vom Schauplatz der Kämpfe nicht genügt, so muß möglicherweise der Arzt einen kleinen Schnitt in die Haut machen, um ihnen — man sagt dazu: dem Eiter — einen Abfluß zu verschaffen.

Wenn nun aber die Erreger in der Überzahl sind, so geht der Kampf nicht so schnell zu Ende; der Wall der weißen Blutkörperchen, der sich um die verletzte Stelle gebildet hat, wird durch die Übermacht durchbrochen, die Bakterien gelangen in die Gewebsspalten und somit auch in die sogenannten Lymphgefäße. (Diese sammeln normalerweise die Gewebssäftigkeit aus den Gewebsspalten und führen sie, indem sich immer mehr dieser Gefäße treffen und vereinen, schließlich in die Blutbahn.) Wenn dieses Ereignis eingetreten ist, so entzünden sich auch die Wände dieser Lymphgefäße: der rote Streifen wird sichtbar. Somit zeigt also der rote Streifen in der Haut an, daß der Schutzwall, den der Körper um die Stelle der Infektion aufgeworfen hatte, nicht zur Vernichtung der eingedrungenen Krankheitserreger ausgereicht hat und daß die Entzündung dementsprechend auf die Lymphgefäße übergriff. Was geschieht nun? Es besteht jetzt die Möglichkeit, daß die Krankheitserreger sich langsam in diesen Gefäßen weiter ausbreiten und schließlich auch in die Blutbahn gelangen, d. h. daß eine Blutvergiftung eintritt.

Bevor das aber geschieht, treten noch besondere „Festungen“ in den Kampf. Diese Festungen sind die Lymphdrüsen, die beispielsweise am Arm in der Ellenbeuge und in der Achselhöhle liegen. Hier wird eine große Menge von Truppen weißer Blutkörperchen zusammengezogen, um den auf den Straßen der Lymphbahnen heranmarschierenden Krankheitserregern erfolgreich entgegenzutreten zu können. Mit anderen Worten gesagt: Die Lymphdrüsen schwellen an. Eine Blutvergiftung wird dementsprechend erst dann zum Ausbruch kommen, wenn diese Festungen ebenfalls durch die Erreger überwunden werden sollten.

Die Gefahr der roten Streifen ist danach als „mittelgroß“ zu bezeichnen, denn wenn auch die Abwehrkräfte an der Stelle der Infektion nicht ausgereicht haben, und die Krankheitserreger im Anmarsch sind, so kann man ja immer noch, wenn man sich richtig verhält, mit den schützenden Kräften der Lymphdrüsen rechnen.

Wie man sich richtig verhält — davon soll nun abschließend noch die Rede sein. Eigentlich sollte man ja verlangen, daß der Arzt schon gefragt wird, wenn eine entzündete Wunde auftritt. Erfahrungsgemäß wird das aber nicht selten versäumt. Nun tritt plötzlich der rote Streifen auf, und damit die Angst um die Gesundheit. Jetzt eilt der Betroffene schleunigst zum Arzt; das ist auch durchaus richtig und sozusagen höchste Zeit. Es sei aber hier auf mögliche Fehler hingewiesen. Das oberste Gesetz heißt Ruhe, Ruhe für den erkrankten Körperteil, denn jede Bewegung der Muskeln drückt auf die erkrankten Lymphgefäße und ist geeignet, die Infektion weiterzuschleppen. Daraus folgt die Regel: Ein so erkrankter Arm wird ganz ruhig in einer Schlinge getragen; sind die Lymphgefäße eines Beines erkrankt, so ist jedes Gehen verboten, es ist also notwendig, in diesem Fall den Arzt um einen Besuch zu bitten. Zu dieser strengen Ruhe kommen am besten noch — bis der Arzt seine Anordnungen trifft — kühle, feuchte Umschläge mit einem mit kaltem Wasser getränkten Handtuch, in das das erkrankte Glied vorsichtig eingehüllt wird. Es empfiehlt sich, die ganze Haut, die von dem feuchten Umschlag getroffen wird, behutsam etwas einzufetten, um einer ungünstigen Durchweichung der Haut vorzubeugen.

Dr. med. P. Hiron

Kulturveranstaltungen der Stadt Gelsenkirchen

Stadtheater Gelsenkirchen

Spielplan vom 25. Oktober bis 8. November 1936

Sonntag, 25. Oktober, 15.30 bis 18.30 Uhr: Geschlossene Vorstellung für AdF.: Der Zigeunerbaron;

20 bis 23 Uhr: Der Zigeunerbaron. Außer Reihe, Preise I.

Montag, 26. Oktober, 20 bis 23 Uhr: Der Zigeunerbaron, Reihe C 2, Preise I.

Dienstag, 27. Oktober, 20 bis 23 Uhr: Prinz Friedrich von Homburg, Reihe E 1, Preise II.

Mittwoch, 28. Oktober, 20 bis 22 Uhr: Erstaufführung: Der Strom, Reihe A 3, Preise II.

In Gladbeck: Der Zigeunerbaron, geschlossene Vorstellung für AdF.

Donnerstag, 29. Oktober, in Buer, 20 Uhr: Der Zigeunerbaron.

Freitag, 30. Oktober, 20 bis 23 Uhr: Der Zigeunerbaron, Reihe B 2, Preise I.

Sonabend, 31. Oktober, geschlossen; in Hüls: 20 Uhr: Prinz Friedrich von Homburg.

Sonntag, 1. November, 15.30 bis 18 Uhr: Erstaufführung: Drei alte Schachteln, geschlossene Vorstellung für AdF.

20 bis 22½ Uhr: Drei alte Schachteln. Außer Reihe, Preise I.

Montag, 2. November, geschlossen.

Dienstag, 3. November, 20 bis 23 Uhr: Der Zigeunerbaron, Reihe D 2, Preise I.

Mittwoch, 4. November, 20 bis 22½ Uhr: Drei alte Schachteln, Reihe A 4, Preise I.

Donnerstag, 5. November, geschlossen. In Marl: Der Strom, 20 Uhr.

Freitag, 6. November, 20 bis 23 Uhr: Erstaufführung: Minna von Barnhelm, Reihe C 3 Preise II.

In Horst: 20 Uhr: Drei alte Schachteln.

Sonnabend, 7. November, geschlossen. In Haltern: 20 Uhr: Minna von Barnhelm.

Sonntag, 8. November, 14½ bis 17½ Uhr: Minna von Barnhelm, Schülervorstellung. 20 bis 22½ Uhr: Drei alte Schachteln, Reihe F 2, Preise I. Programmänderung vorbehalten.

Konzertveranstaltungen im Hans-Sachs-Haus, Gelsenkirchen

Zweites Konzert:

Donnerstag, 5. November 1936:

Festkonzert aus Anlaß des fünfundsingzigjährigen Bestehens der städtischen Konzerte

1. Johannes Brahms: Klavierkonzert d-moll
2. Anton Bruckner: 5. Sinfonie B-dur (Originalfassung), Solistin: Elly Ney (Klavier).

Sondervortragsreihe

über Gegenwartsfragen aus Recht, Wirtschaft und Politik

Die westfälische Verwaltungsakademie in Bochum sowie die Kreisfachschaft Gemeindeverwaltungen des Reichsbundes Deutscher Beamten veranstaltet mit Unterstützung der Kreisverwaltung Gelsenkirchen des Reichsbundes Deutscher Beamten und des NS-Rechtswahrerbundes Bezirk Gelsenkirchen, auch in diesem Jahre wieder im großen Saale des Hans-Sachs-Hauses in Gelsenkirchen eine Sondervortragsreihe über: „Gegenwartsfragen aus Recht, Wirtschaft und Politik“. Diese Vortragsreihe wird am 27. Oktober in feierlicher Weise eröffnet unter Mitwirkung des Gelsenkirchener städtischen Orchesters. Es spricht an diesem Abend der Reichsbeamtenführer, Reichswalter und Leiter des Hauptamtes des Amtes für Beamte der NSDAP, Regierungsrat Rees, über: „Die politische Erziehung der deutschen Beamenschaft.“ Die Vortragsreihe sieht sodann noch folgende Veranstaltungen vor:

Dienstag, den 17. November, Stadtrechtsrat Privatdozent Dr. Elleringmann, Studienleiter der Verwaltungsakademie Industriebezirk, über: „Von der Steinschen Städteordnung zur nationalsozialistischen Gemeindeordnung“;

Freitag, den 11. Dezember, Dr. Laßch, Direktor der Akademie für deutsches Recht, über: „Rechtserneuerung im Dritten Reich“;

Dienstag, den 12. Januar, Oberbürgermeister a. D., Universitätsprofessor Dr. Most über: „Die Lage des deutschen Außenhandels im Rahmen der Weltwirtschaft“;

Donnerstag, den 18. Februar, Dr. Krauthausen, Ministerialrat im Reichs- und Preuß. Ministerium des Innern, über: „Grundsätzliches zur Neugestaltung des Deutschen Beamtenrechts“;

Sonnabend, den 6. März, Dr. Schinke, Schulungsleiter der Schulungsbundg Wettin, über „Die Partei als Willensträger des Volkes“.

An der Vortragsreihe können alle Volksgenossen und Volksgenossinnen teilnehmen gegen Lösung einer Teilnehmerkarte für die gesamte Vortragsreihe für 3 RM. oder einer Einzeltarte von 1 RM.

Teilnehmerkarten sind zu haben bei den Hauptvertrauensmännern der Kreisfachschaft Gemeindeverwaltungen des Reichsbundes Deutscher Beamten, in der Geschäftsstelle des RDB., Mundelsstraße 3, sowie bei dem Organisationswalter des NS-Rechtswahrerbundes, Mundelsstraße 17.



Kampf dem Verderb im Klein- oder Nachgarten!

Der Kampf gegen den Verderb ruft auch den Kleingärtner mit auf den Plan. Vielfache Gelegenheit bietet sich ihm dar, diese Bestrebungen unserer Regierung tatkräftig zu unterstützen. Wieviele Gartenfrüchte können vor dem Verderb gerettet werden, wenn der Kleingärtner seine Arbeit richtig anpackt. Manche Arbeit findet nicht ihren Lohn, manche Saat trägt keine Ernte, weil Lebensregeln des Gartenbaus, gegen die niemand ungestraft verstoßen darf, nicht beachtet worden sind. Was für viele, ja wohl die meisten Kleingärtner eine Selbstverständlichkeit ist, wird von einem kleineren Teil in seiner Bedeutung noch nicht oder noch nicht richtig erkannt. Die Versäumnisse und direkten Verstöße gegen die vernunftgemäße Bewirtschaftung des Gartens, die sie sich zuschulden kommen lassen, schädigen aber nicht nur sie selbst, sondern wirken sich auch gegen die Nachbargärten aus. Es liegt daher ein allseitiges Interesse daran vor, daß der Unvernünftige zur sachgemäßen Arbeit erzogen wird. Wer sich dagegen nicht belehren lassen will, dem muß der Kampf angesetzt werden. Stellt die Art, wie er sein Grundstück bearbeitet, eine Gefahr für seine Nachbarn dar, so muß ihm das Land entzogen werden, um es einem besseren Bewirtschafter zur Verfügung stellen zu können.

Das erste und wichtigste Hilfsmittel gegen schlechten Ertrag sowohl wie gegen tierische und pflanzliche Schädlinge ist die gute, sachgemäße Bodenbearbeitung. Der Boden erfordert eigentlich während des ganzen Jahres eine sorgfältige Wartung und Pflege. Er muß nicht nur vor der Frühjahrspflanzung gut durchgearbeitet werden, sondern bedarf auch während der Entwicklungszeit ständiger Aufsicht und Bearbeitung. Und wenn die Ernte eingebracht worden ist, so beginnen unmittelbar hierauf die Vorarbeiten für das kommende Frühjahr. So darf der Kleingärtner nie ruhen, er muß unermüdlich schaffen, um den Ertrag seiner Arbeit sicherzustellen.

Zu sachgemäßer Bodenbearbeitung tritt als weiteres Erfordernis eine ordentliche Düngung und eine vernünftige Fruchtwechselwirtschaft hinzu. Gerade gegen letztere wird noch allzu häufig gesündigt. Daß das gleiche Stück jahraus, jahrein mit der gleichen Frucht — meist sind es Kartoffeln — bestellt wird, ist leider nicht allzu selten. Ist es ein Wunder, wenn die Knollen klein werden, die ganze Pflanze kränklich ist und schließlich dem Kartoffelkrebs zum Opfer fällt?

Gerade so wie der Mensch bei einseitiger Ernährung dahinsiecht und schließlich krank wird, gerade so geht es den Pflanzen auch. Daher: Erjäh der dem Boden entzogenen Nährstoffe durch zweckentsprechende Düngung und Erhaltung der Bodenkraft durch Vermeidung einseitiger Bewirtschaftungsweise und Durchführung einer richtigen Fruchtwechselwirtschaft.

Wenn auch Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschädlinge immer bestehen bleiben werden, so kann doch bei genügender Vorsorge ihre Gefährlichkeit und Ausbreitung stark eingeschränkt werden. Der Schaden, der entsteht, ist geringer. Entweder wird nur ein Teil der Pflanzen davon befallen, oder diese entwickeln aus sich heraus dank ihrer gesunden Struktur so viel Abwehrkräfte, daß sie trotz des Angriffs der Krankheit noch lebensfähig bleiben.

Dieser Kampf kann jedoch nur dann zum Erfolg führen, wenn die Ursache für das Dahinsiechen oder das fränke Aussehen der Pflanzen so frühzeitig wie möglich erkannt wird.

Wir wollen daher im folgenden an Hand von Beispielen einige der gefährlichsten und verbreitetsten Schädlinge sowie ihre Bekämpfung kennenlernen.

Der Fachmann teilt die Feinde, die sich der Arbeit des Gartenbaues entgegenstellen in drei große Gruppen ein, und zwar:

1. tierische, 2. bakterielle und 3. pflanzliche Schädiger. An Hand dieser systematischen Einteilung wollen wir einige Fälle erörtern, die besonders naheliegen, weil sie bei unseren Kleingärtnern häufiger vorkommen.

1. Tierische Schädlinge.

Drahtwurm. Dieser hat seinen Namen von seiner ungewöhnlichen Körperhärte. Er sieht gelb aus, ist rund, 3 Millimeter dick und erreicht eine Größe von 2 Zentimeter. Er schädigt unterirdisch von den Wurzeln aus und bohrt sich in das Innere der Pflanze hinein. Diese läßt die Blätter schlaff hängen und ist leicht aus dem Boden herauszuziehen. Schneidet man die Pflanze auf, so kann man den Wurm aus dem Mark herausnehmen.

Für die Bekämpfung dieses lästigen Schädlings ist gute Bearbeitung des Bodens Voraussetzung. Auch kann Kalk gestreut werden, der hierauf einzuhaden oder unterzuegen ist. Es empfiehlt sich nicht, den Kalk tief unterzugraben, da der Drahtwurm in der oberen Erdschicht lebt.

Diese Maßnahmen können durch Ködermittel, die wie Salat angepflanzt oder wie Kartoffelschalen ausgelegt werden, unterstützt werden. Bemerkt man, daß die Salatpflanzen, die der Drahtwurm gerne aufsucht, schlappen und anfangen, weß zu werden, so zieht man sie heraus und vernichtet sie. Die ausgelegten Kartoffelschalen sammelt man ein und vernichtet sie, sobald man festgestellt hat, daß der Drahtwurm hineingetroffen ist.

Blattläuse.

Wie Blattläuse aussehen und daß sie zur Plage werden können, weiß jeder. Daß ihre Erhaltung und Verbreitung aber durch Unkraut und durch gewisse Ziersträucher, wie vor allem Holunder, gefördert wird, und zwar dadurch, daß die Läuse an diesen Pflanzen überwintern, ist sicherlich noch vielen unbekannt.

Die Entfernung des Unkrautes, die aus anderen Gründen im Interesse der Kulturpflanzen geboten ist, bringt also den weiteren Vorteil der Bekämpfung der Blattläuse und ihrer Brut. Daher aber auch keinen Holunder in Gemüsegärten hinein, wie es so häufig noch geschieht. Es gibt genügend andere Pflanzen für die Herstellung eines schattigen Plätzchens, es braucht nicht gerade diese Holunderheide zu sein.

Zwiebel- oder Möhrenfliege.

Die Maden dieser Fliege gehen mit Vorliebe an Zwiebeln und Möhren heran und fressen Gänge in die Knollen dieser Pflanzen hinein.

Unfreiwillig trägt der Kleingärtner, der das Zwiebel- oder Möhrenbeet vor der Heranzucht mit frischem Stallmist düngt, selbst mit zu der Verbreitung dieses Schädlings bei. Denn dieser frische Stallmist ist gleichzeitig der beste Nährboden für die Entwicklung dieses schädlichen Insekts. Daher auf Zwiebel- und Möhrenbeete keinen frischen Stallmist.

2. Bakterielle Schädiger.

Auch hierzu einige Beispiele, die manchem sicherlich beachtlich erscheinen werden. Es handelt sich hier um Kleinlebewesen, die, wenn sie selbst auch mit dem bloßen Auge nicht sichtbar sind, in dem Schaden, den sie anrichten vermögen, leider nur allzu deutlich ihre Gefährlichkeit nachzuweisen vermögen.

Kohlhernie.

Dieser Bazillus bildet an den Wurzeln der Kohlgewächse kropfartige, krebige Geschwülste, die die Entwicklung der Pflanze stark beeinträchtigen oder gar ihren Verfall herbeiführen. Hier kann häufig beobachtet werden, daß die erkrankte Pflanze über die Befallstelle, die als Verdickung in Erscheinung tritt, neue Wurzeln bildet und sich hierdurch gegen den Angriff ihres Feindes zu wehren versucht.

Da der Bazillus sechs Jahre lang lebensfähig bleibt, ist er besonders schwer zu vertreiben.

Fleiß und Tüchtigkeit finden stets ihren Lohn. Das zeigt sich auch bei dem Kleingärtner. Wer sein Stück Land stets sorgfältig und richtig bearbeitet und bestellt, wer dafür sorgt, daß sowohl das Unkraut wie die Ernterückstände sorgsam zusammengelesen und hernach verbrannt werden, der schützt sich am besten gegen diesen zwar winzig kleinen, aber desto verderblicheren Feind. Das Unkraut wirkt auch in diesem Falle wieder als Krankheitsträger, wenigstens soweit es, wie das Hirtentäschentkraut, der Gattung der Kreuzblütler angehört. Daher Kampf dem Unkraut als dem Hauptschädiger des Gartens.

Kartoffelkrebs.

Dieser überaus schädliche Bazillus tritt in ähnlicher Weise wie die Kohlhernie auf, nur daß er als Wurzelpflanze die Kartoffel befallt. Da diese Volksnahrungsmittel ist, verdient jeder Feind dieser Frucht besondere Beachtung.

Zumeist tritt der Kartoffelkrebs bei einseitiger Bewirtschaftung des Landes auf. Wer auf dasselbe Land immer wieder Kartoffeln pflanzt, darf sich nicht wundern, wenn der Kartoffelkrebs sein Stück befallt. Da aber der Bazillus das Bestreben hat, sich auszubreiten, werden durch die Nachlässigkeit des einen Kleingärtners auch die benachbarten geschädigt. Das aber darf nicht sein. Der gute Bewirtschafter hat ein Anrecht darauf, gegen Schäden, die durch Bequemlichkeit oder auch durch schuldhaftes Unwissenheit entstehen können, geschützt zu werden. Nach dem Motto „Wer nicht hören kann, muß fühlen“ muß dem schlechtwirtschaftenden Kleingärtner das Land unter Aufhebung des Pachtvertrages entzogen werden.

3. Pflanzliche Schädiger.

Hierzu gehören alle Unkräuter und einige Ziersträucher (Holunder).

Zu den am häufigsten auftretenden Unkräutern unserer Gegend gehören: Hirtentäschentkraut, Vogelmiere, Kreuzkraut, Franzosenkraut, Fußlattich, Quaden und Disteln.

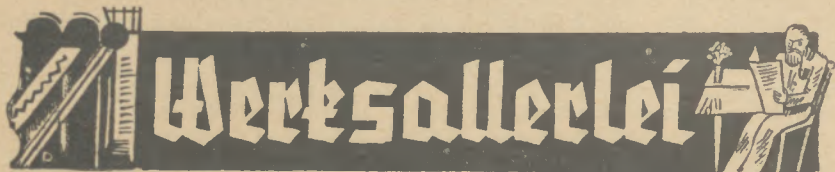
Der Schaden, den die Unkräuter verursachen, entsteht einmal dadurch, daß sie den Kulturpflanzen Nährstoffe entziehen, die ihnen zugebacht sind und ihnen auch zukommen würden, wenn das Unkraut sie ihnen nicht wegnähme. Dann entzieht ihnen das Unkraut Luft und Licht und behindert dadurch ihre Entwicklung. Schließlich, das haben wir oben gesehen, dient das Unkraut vielfach tierischen Schädlingen als Wirtspflanze und fördert hierdurch deren Erhaltung und Vermehrung.

Daher: Kampf dem Unkraut mit allen Mitteln, die zur Verfügung stehen. Erfreulich ist, daß dieser Kampf, abgesehen von der Beschaffung des erforderlichen Gerätes, keine Kosten verursacht. Unerfreulich ist dagegen die Hartnäckigkeit und unermüdliche Lebenskraft, die den Unkräutern eigen sind. Unkraut vergeht bekanntlich nicht. Daher ist unermüdliche, nie nachlassende Entfernung und Vertilgung des Unkrautes erste Pflicht jedes Kleingärtners, besonders in Jahren, deren Witterung der Entwicklung des Unkrautes so förderlich ist, wie das Jahr 1936. Trotz dieser Begünstigung durch das Wetter darf es aber nicht vorkommen, daß Gärten vollkommen verunkrautet sind, so daß von den befallenen Früchten gar nichts oder so gut wie nichts festzustellen ist. Auch hier liegt, von Sonderfällen abgesehen, Saumseligkeit und Bequemlichkeit vor, der, da sie auch den Nachbarn gefährlich wird, mit allem Nachdruck entgegengetreten werden muß.

Der Kampf gegen das Unkraut geschieht durch frühzeitiges, nie nachlassendes Hacken, möglichst an trockenen Tagen.

Hierbei ist darauf zu achten, daß die Wurzel mit herauskommt. Die Samenreife muß vor allem vermieden werden. Das aus dem Boden herausgezogene Unkraut wirft man auf einen Haufen, läßt es trocknen und verbrennt es nachher. Beim Fußlattich führt mehrmaliges Abschneiden der Pflanze zu ihrem Verbluten und damit zu ihrem Tod.

Wir können im Rahmen dieses Aufsatzes nicht alles, was zu sagen ist, erörtern, müssen uns vielmehr auf die Auslese beschränken. Wer Rat und Auskunft haben möchte, wende sich an die Grundstücksverwaltung Wanner Straße 170, deren Werksgärtner Weber stets mit Rat und Tat zur Verfügung steht.



Unser Jubilar

Das fünfundsiebenzigjährige Arbeitsjubiläum feierte am 11. Oktober 1936 unser Gefolgschaftsmitglied Karl Hartmann, geboren am 5. Oktober 1881, verheiratet. Er hat vier Söhne, welche alle hier beschäftigt waren.

Nachdem er in verschiedenen Betrieben beschäftigt war, befindet er sich heute im Schleuderbau. Er hat ohne Unterbrechung bei uns gearbeitet.

Wir wünschen unserem Jubilar auch für die Zukunft alles Gute.

Das Singen des Horst-Wessel-Liedes

Durch Verordnung des Stellvertreters des Führers im Verordnungsblatt der Reichsleitung der NSDAP Nr. 122 von Mitte Juni 1936 ist am Schlusse jeder Versammlung und Veranstaltung nicht nur das Horst-Wessel-Lied, sondern auch das Deutschlandlied, und zwar zuerst, zu singen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß das Horst-Wessel-Lied gesungen und das Deutschlandlied unbeachtet gelassen wird.

Mit dem Deutschlandlied auf den Lippen zogen deutsche Jünglinge und Männer 1914 zur Verteidigung der Bismarckschen Reichsschöpfung in den Weltkrieg, in dessen Stahlgewittern der Nationalsozialismus und damit die wahre deutsche Volksgemeinschaft geboren wurde.

Dem opfervollen Kampf der Partei ist es allein zu verdanken, daß das Deutschlandlied nach den Zeiten des Niedergangs heute wieder mit Stolz und ohne innere Verlogenheit gesungen werden kann.

Dieses Lied soll uns stets erinnern an Zeiten heldischen Einsatzes für Deutschlands Größe und Einheit. Es soll uns mahnen, hart und unerbittlich gegen uns selbst in alle Zukunft hinein unsere Pflicht gegenüber unserem Volke zu erfüllen.

Heil Hitler!

F. Jensen, Betriebszellenobmann

Verleihung des SA.-Sportabzeichens an 42 Gefolgschaftsmitglieder des Schalter Vereins

Am Sonnabend, dem 10. Oktober 1936, fand im Angestelltenheim, Bohrwinkelstraße 102, die feierliche Überreichung von 42 SA.-Sportabzeichen an Gefolgschaftsmitglieder des Schalter Vereins, die bis auf zwei gleichzeitig Mitglieder der LuS. Schalter Verein sind, statt. Nach einer im Auftrage des Führers des Betriebes, Herrn Direktor Lind, gehaltenen kurzen Begrüßungsansprache sprach der Prüfer SA.-Oberscharführer Brachas ernste, zu Herzen gehende Worte über den Sinn des SA.-Sportabzeichens. Jeder Träger des Abzeichens sollte sich darüber klar sein, daß er nunmehr als „Soldat“ unseres Führers Adolf Hitler Pflichten übernommen habe und mit seiner ganzen Persönlichkeit stets für Führer, Volk und Vaterland einstehen müsse. Anschließend folgte die feierliche Verleihung der Abzeichen. Herzhafte Turnerworte, großen Anklang findende Gesangsvorträge einiger Mitglieder vom Werkschor, humoristische Beigaben und flotte Musik hielten die Mitglieder noch einige frohe Stunden beisammen.

Lohntage im Monat November 1936

Mittwoch, den 11. November 1936, Lohnabrechnung Oktober

Freitag, den 20. November 1936, 1. Lohnabschlag

Montag, den 30. November 1936, 2. Lohnabschlag.



Familiennachrichten

Geschließungen:

Otto Michasz, Hauptwerkstatt, mit Martha Reimann, am 14. 10. 36; Gustav Savellion, Formst. G. II, mit Emilie Borutta, am 9. 10. 36; Wilh. Dilewski, Rohrbau 3, mit Helene Blumenstein, am 7. 10. 36; Johann Regler, Rad. G., mit Berta Meise, am 21. 9. 36.

Geburten:

Ein Sohn: Franz Dohmann, Baubetr. Hochöfen, am 11. 10. 36 — Friedhelm.

Eine Tochter:

Johann Drzoza, Plaz-G., am 13. 10. 36 — Eleonore; Hermann Kosiński, Schleuderr., am 2. 10. 36 — Hannelore; Heinr. Zante, Rohrbau 3, am 7. 10. 36 — Erika; Otto Weißler, Verlabetr., am 5. 10. 36 — Eleonore.

Sterbefälle:

Kind Elisabeth des Wilh. Hoffmann, Formst. G. 3, am 10. 10. 36; Kind Günther des Gustav Zenderjewski, Rad. W., am 11. 10. 36; Vinzenz Kurzech, Zentralputzerei, am 15. 10. 36.

Verlag: Gesellschaft für Arbeitspädagogik m. b. H., Düsseldorf. — Hauptchriftleitung: Vereinigte Werkszeitungen, Hütte und Schacht, Düsseldorf, Schließfach 728.

Druck: Droste Verlag und Druckerei AG, Düsseldorf, Pressehaus. —

Bekanntmachung!

Wasserleitung und Wassermesser

Wir machen unsere Mieter darauf aufmerksam, daß in der Frostzeit die Wasserleitungen und Wassermesser durch Umwickeln mit Stroh, Heu, Holzwole usw. vor dem Einfrieren zu schützen sind. Kellerfenster und sonstige Öffnungen sind zu schließen und zerbrochene Fenstercheiben zu ersetzen. Ferner ist bei Frostwetter jeden Abend das Wasser abzusperren. Bei mehrgeschossigen Wohnhäusern haben die Mieter des Erdgeschosses für Absperrung und Entleerung der Hauptwasserleitung im Keller Sorge zu tragen. Auf Entleerung der Wasserspülkästen der Aborte ist besonders zu achten. Das Auftauen eingefrorener Wasserleitungsrohre ist vorsichtig durch Auflegen von Tüchern und Übergießen von lauwarmem Wasser vorzunehmen.

Betr.: Reinigung der Bürgersteige im Winter.

Zur Vermeidung von Unfällen machen wir unsere Mieter auf Paragraph 5 der dem Mietvertrag angeschlossenen Hausordnung aufmerksam. Hiernach sind die Bewohner des Erdgeschosses im Winter verpflichtet, Schnee- und Eisbildungen auf den Bürgersteigen und in den Straßenrinnen zu beseitigen. Bürgersteige und Hauseingänge mit zugehörigen Treppen sind bei Glatteis rechtzeitig mit Asche zu bestreuen. Asche darf nicht mit Küchenabfälle vermischt sein. Salz darf nicht als Streumittel verwendet werden. Wird das Erdgeschoß von mehreren Familien bewohnt, so ist die Reinigung und Aschestreuung wechselseitig vorzunehmen.

Betr.: Beleuchtung der Treppen und Flure.

Wir weisen unsere Mieter auf die Pflicht zum Beleuchten des Treppenhauses und Flures bei Eintritt der Dunkelheit hin. In Mehrfamilienhäusern haben die Einwohner wöchentlich abwechselnd für die Beleuchtung zu sorgen. Sind automatische Treppenhausbeleuchtungen vorhanden, sind diese von den in Frage kommenden Bewohnern rechtzeitig in Tätigkeit zu setzen.

Rheinisch-Westfälische Werkswohnungs-A.-G.

Wohnungs-tausch

Abgeschlossene Drei-Zimmer-Wohnung

mit Manfard, Stall, Keller und Waschküche, gegen eine Drei-Zimmer-Wohnung zu tauschen gesucht. Vultme bevorzugt.

Zu erfragen bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Tausche meine Zwei-Zimmer-Privat-Wohnung

(Vultme) in einem halbhöflichen Hause (Miete 18,35 RM.) gegen eine gleiche oder eine große Zwei-Zimmer-Wohnung; elektr. Licht Bedingung.

Zu erfragen bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Große Zwei-Zimmer-Privat-Wohnung

(1. Etage in Vultme) gegen eine große abgeschl. Zwei-Zimmer-Wohnung oder eine kleine Drei-Zimmer-Werk- oder Privat-Wohnung in Vultme oder Altstadt zu tauschen gesucht.

Zu erfragen bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Schöne große Zwei-Zimmer-Wohnung

(Miete 19,80 RM.) mit Stall, gegen eine gleiche oder eine Drei-Zimmer-Wohnung in Vultme zu tauschen gesucht.

Zu erfragen bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Tausche meine schöne Zwei-Zimmer-Wohnung

mit Waschküche gegen eine gleiche oder eine Drei-Zimmer-Wohnung Stadtmitte oder Uedendorf bevorzugt. Dasselbst eine fast neue Naturtische billig abzugeben.

Zu erfragen bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Schöne Drei-Zimmer-Wohnung

in Möhlhagen gegen eine gleiche in Wessentkirchen zu tauschen gesucht. Vultme oder Hüllen bevorzugt.

Zu erfragen bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Wannner Straße 170.

Dankfagung

Allen Arbeitskameraden der Abfluß-Werk-Gesellschaft, die sich an der Beerdigung meines Mannes beteiligt haben, sagen wir hiermit unseren herzlichen Dank.

Frau Auguste Koffert u. Kinder

Dankfagung

Für die mir aus Anlaß meines fünfundsiebenzigjährigen Arbeitsjubiläums erwiesene Aufmerksamkeit spreche ich der Direktion, der Betriebsleitung und allen Arbeitskameraden meinen herzlichsten Dank aus.

Adolf Strömer, Schreinerei

Dankfagung

Für die mir aus Anlaß meines fünfundsiebenzigjährigen Arbeitsjubiläums erwiesene Aufmerksamkeit spreche ich der Direktion, der Betriebsleitung und den Arbeitskameraden des Lokomotivschuppens meinen herzlichsten Dank aus.

Anton Rücher, Lok.-Pers.

Vier-Zimmer-Wohnung

der Reiche Königsgrube in Wanne-Eickel gegen eine zwei- oder Drei-Zimmer-Wohnung in Hüllen oder Möhlhagen zu tauschen gesucht.

Zu erfragen bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Junger Mann, evtl.

zwei Freunde, erhalten sauberes, möbliertes Wohn-Schlafzimmer, auf Wunsch Mittagsstisch oder volle Verpflegung.

Zu erfragen bei der Geschäftsstelle der Zeitung.

Berkäufe

Fast neuer dunkler Marengo-Paletot mit elektr. Licht zu verkaufen oder gegen Damenrad zu tauschen. Näheres Heinrichstraße 83.

Es hat sich

herumgesprochen, daß Sie Ihre Kassenbrille bei

Hoffmann

Wanner Str. 59

besonders sorgfältig und korrekt angepaßt erhalten. Sparen Sie sich den Weg zur Stadt!

Bei Hustenqual — hilft Emeu kal sowie die guten Heilkräuter aus der Westfalen-Drogerie A. Rotfand, Gelsenkirchen Westfalen-, Friesenstraße Ecke

Schwarzhoff

Garantiert prima Einkeller-Kartoffeln I. Sorte frei Keller

Bestellungen werden täglich angenommen

Lebensmittel, Futtermittel

Achtung!

Ihre Uhr wird billig u. gut im Fachgeschäft

Ernst Willms

Heinrichplatz repariert

Über 25 Jahre am Platz